

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Mähly, Jacob: Alles muß drauf gehen [Bild; Koch, D. A.]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Der Pfarrer wurde nachdenklich. Er schaute die große, stattliche, handfeste Frau an und verglich damit den kleinen Knirps, der sie so zugerichtet hatte.

„Biedermännin,“ sagte er, „habt Ihr Euch nicht gewehrt gegen ihn?“

„Ich — gewehrt — gegen ihn?“ sagte die Frau, als ob der Pfarrer sie gefragt, ob sie einer unsagbaren Missethat fähig wäre.

„Ja, Ihr — gewehrt — gegen ihn!“ betonte er scharf, als ob sie ihn nicht recht verstanden hätte.

Sie schüttelte nachdrücklich den Kopf.

„Nun, so will ich Euch den einen Rat geben, den ich Euch vor der Hochzeit hätte geben sollen: ein Rezept gegen Schläge, vielleicht hilfs! Wenn er wieder einmal kommt und Euch — leidet's nicht, wehrt Euch!“

Die Frau riß die Augen auf, als ob der Pfarrer ihr etwas Unerhörtes zugemutet hätte.

„Nicht leiden, wehren? Darf ich, soll ich?“

„Zawöhl,“ nickte der Pfarrer.

„Das raten Sie mir, Herr Pfarrer?“

„Ja, ich, Euer Pfarrer, rat's Euch nicht nur, ich befehl' es Euch bei Eurer Ehepflicht. Euer Mann steht noch im Alten Bund, und da heißt es nicht: So dich jemand schlägt auf den rechten Backen, so halte ihm auch den linken dar! sondern: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Beule um Beule! Ihr heißt jetzt Nupp und nicht mehr Biedermännin, also benehmt Euch auch nach Eurem rechtmäßigen Namen. Adjes, Frau Nupp.“

Und fort war er, während sie noch kopfschüttelnd dem Geistlichen nachsah.

4.

Lange Zeit verging und der Pfarrer sah und hörte nichts von dem Ehepaar Nupp-Biedermann. Nur eines Tages, als er in einer Kaufkutsche durch die Straße fuhr, bemerkte er im raschen Vorüberfahren eine große Frau mit einem kleinen Mann gar einträchtig, ja zärtlich nach einem Sommergarten wandeln.

Nach Jahr und Tag aber, als der Pfarrer die Eheleute fast vergessen hatte, sah er das Ehepaar miteinander in der Kirche sitzen und nach dem Gottesdienste erschien die Frau Nupp in der Sakristei, legte ein Geldstück hin und sagte: „Ich wollt' es eigentlich in den Klingelbeutel werfen, aber da ich nicht recht mit dem Schreiben befaßt bin, so will ich's mündlich bringen: 's ist für ein armes Ehepaar, aus Dankbarkeit für unsere Ehe. Heut vor einem Jahr war unser Hochzeitstag.“

„Also ist's gut ausgefallen?“ fragte der Pfarrer lächelnd.

„Sehr gut. O Ihr Rat war ein Wink vom Himmel. Wie er damals 's nächste Mal mit einem Dampus heimgekommen ist und mich wieder hat — wollen, habe ich an Ihr Wort gedacht und gesagt: „Hör, Karl, wir sind jetzt Mann und Frau, 's geht nimmer so.“ Er aber hat wieder das Ellenmaß runtergelangt und auf mich eindreschen wollen. Da hab' ich's ihm aus der Hand gerissen und ihm ein paar mal angemessen rechts und links. Er ist ganz veritabbert drüber dagestanden, war auf einmal nüchtern und schrie, ich

wäre toll geworden. Ich sagte ihm aber: nein, ich hätt' mich nur auf meine Ehepflicht besonnen und ich thät's überhaupt nimmer leiden, daß er seine ehrbare Ehefrau schlägt und thät' mich wehren, und wenn er nochmal so käm', thät' ich's wieder. Dann ist er ganz degenmäßig geworden. Und das nächste Mal, als er wieder uneben kommen wollte, habe ich nur so zu thun brauchen, als lange ich nach dem Ellenmaß; da hat er klein beigegeben. Ja, weil es mit ihm nur nach einem Rausch so gefährlich geworden ist, hat er sich das abgewöhnt und ist ganz manierlich und ordentlich geworden. Da hab' ich nun meinen Dank sagen wollen: Vergelt's Gott, Herr Pfarrer, was Sie mir damals gesagt haben, das war ein wahres Wort Gottes!“

Alles muß drauf gehen.

Von J. Mähly.

In einem Sonnabend steckten im Wirtshaus zum goldenen Hirsch die Bauern die Köpfe zusammen und erzählten sich von einem ungewöhnlichen Ereignis: der Hopfen-Franz — so hieß er im Dorf, weil er einen einträglichen Handel mit selbstgebautem Hopfen betrieb — sollte eine große Erbschaft gemacht haben von drüben her, aus Amerika, und man sah es den Bauern an den Gesichtern an, daß jeder diese Erbschaft lieber selbst gemacht hätte, und daß sie's dem Franz weidlich mißgönnten, denn er war nicht beliebt im Dorf. Ohne seine Schuld. Er war eben aus anderem und besserem Holz geschnitzt als die meisten Dörfler. Er trieb seinen Handel nicht im alten hergebrachten Schlendrian, sondern rationell, und sah sich fleißig nach den neuen Erfindungen im Landbau um. Darum war auch sein Ackerland das schönste und ergiebigste weit und breit — und das genügte, um ihn bei einem großen Teil der Bauersame verhaßt zu machen. Und nun vollends die Erbschaft! Was sich die Bauern davon erzählten, verhielt sich in der That so. Er hatte vor Jahren in bösen Zeiten einen politischen Flüchtling, der bei Nacht und Nebel an seine Thür geklopft hatte, aus purem Mitleid aufgenommen und in seiner Scheune wochenlang verborgen gehalten, dann aber ihm zur Flucht verholfen. Dem Flüchtigen war es gelungen, übers Meer zu entkommen, dort ein Haus zu gründen und sich nach und nach ein schönes Vermögen zu erwerben. Da er kinderlos starb, hatte er seinem Retter einen guten Teil seines Vermögens vermacht. Dieser mußte, daß ihm viele Dörfler seinen Wohlstand und ganz besonders die Erbschaft mißgönnten, obschon Franz dem Gemeindefädel manche Spende zufließen ließ und den Armen im Dorf seine milde Hand gern öffnete. Besonders ingrimmig haßte ihn der Anten-Frieder, der ein einträgliches Spezereigeschäft führte und daneben ein kleines Wochenblatt, den „Dorfboten“, druckte, ein ebenso wohlhabiger als geiziger Patron, der freiwillig nur das spendete, was ihn nichts kostete, nämlich böse Worte und gehässige Reden. Im Nehmen aber war er sehr weitherzig, und wo es gratis herging, war er mit Leib und Seele dabei. Seinen Haß hatte er be-

sonders darum auf den Hopfen-Franz geworfen, weil selbiger seinen Bedarf bei ärmeren Händlern einkaufte und seine eigene Ware nicht im „Dorfboten“ anzubieten und anzupreisen für gut fand, da er das nicht für nötig hielt.

An jenem Abend nun ließ er sein Maulwerk unbarmherzig über den Hopfen-Franz, den „prohigen Geldsack“ ergehen und prahlte eben: „Wir gönnen doch wenigstens uns und dem Hirschenwirt unsern Schoppen, aber der Hungerleider bleibt zu Haus und zählt — —“ Er konnte den Satz nicht vollenden, denn soeben trat der Geschmähte in die Gaststube. Es mußte also eine andere Saite aufgezo-gen werden.

„Hoho!“ lachte er grinsend, „da kommt ja ein feltener Gast. Habt ja eine reiche Erbschaft gemacht, Hopfen-Franz, und wollt Euren guten Freunden gewiß einen „Einstand“ geben. Gratuliere bestens! Und was den Einstand betrifft, so sind wir erst beim Schoppen Nummer eins und vermögen noch ein paar Nummern zu beherbergen. Was aber die feste Zubehör betrifft, so hat der Hirschenwirt heut eben ein Kalb und ein Schwein geschlachtet und Ihr braucht also nicht verlegen zu sein um eine bastante Gaststimmung —“

Damit dachte er den Hopfen-Franz zu uzen. Der aber sagte: „D, wenn's weiter nichts ist, so mag sich meinewegen jeder von Euch gütlich thun, wie er will und womit er

will! Kalbsgebrät, saurer Braten, Blut- und Leberwurst, Schweinsrippchen, Marktgräser oder Eisässer — mir kann's doch wirklich einerlei sein.“ Hierbei zieht er einen schweren Lederbeutel aus der Seitentasche, schlägt ihn auf den Tisch und: „Der ist mit harten Thalern gespickt,“ sagte er, „aber ich gelob's Euch: Heute muß alles drauf gehen!“

So was verstehen — oder glauben wenigstens zu verstehen — die Bauersleute, und: „Hurra! Sollst hoch leben, Hopfen-Franz!“ schallt's jetzt aus denselben Mäulern, die soeben noch über den „silzigen Nacker“ ihren Geiser ausgespritzt hatten. Einstweilen schweigt der Franz, er kennt sie alle, sowohl die ihm übel- als die ihm wohlwollen, und sieht mit Vergnügen, wie die

letzteren sich schämen, bei dem Ding zu sein, und sich an einen apartigen Tisch setzen, und jetzt geht's an ein Bestellen von Gekochtem und Gebratenem, von Weißem und Rotem, ein Zusammenrücken, ein Hin- und Hergehen von Wirt und Wirtin, daß der Franz kaum Gelegenheit findet, der letzteren ins Ohr zu raunen: „Schreibt genau von jedem an unserem Tisch auf, was er bestellt hat; hört Ihr? Ihr werdet mich später begreifen.“

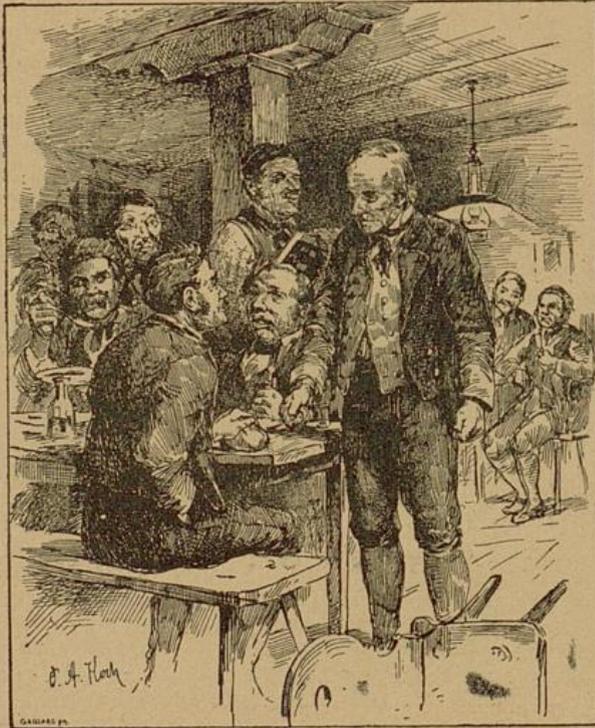
„Es muß alles drauf gehen,“ hatte er gesagt, „also drauf und dran!“ war seitens der Bauern der Schlachtrauf. Den gewaltigsten Appetit entwickelte der spindel-dürre Anten-Frieder. Der Gedanke „gratis“ hatte seinen Magen weit gemacht und sein Gewissen nicht enger. Denn jetzt erhob sich der Heuchler, um den „Spende dieser Gaben“ hochleben zu lassen.

Der Hopfen-Franz aber wehrte ab. „Ich weiß gar nicht, warum Ihr mich auf einmal in der Höhe haben wollt und was Ihr mit den Spenden meint! Ich habe doch nur gethan, was Ihr alle, auch gegessen und getrunken, und will jetzt bezahlen, wie Ihr alle auch! Hirschenwirt, was beträgt die Schuldigkeit für meine Person? Was die am kleinen Tische dort konsumiert haben, dürft Ihr miteinrechnen.“

Der Wirt nannte ihm die Summe: sie war klein, um so größer das Erstaunen seiner Tischgenossen. Einige Sekunden saßen sie sprachlos, dann aber zischelte

und raunte, schließlich rumorte es unter ihnen: „Für seine Person? hat er gesagt — und für den kleinen Tisch? Und uns hat er doch versprochen, alles müsse draufgehen. — — — Ein Mann, ein Wort, Hopfen-Franz!“

„Halt!“ rief jetzt dieser. „Ein Mann, ein Wort, gut, aber nur, wenn er etwas versprochen hat. Was hab' ich Euch versprochen? Gar nichts, als daß alles drauf gehen soll, und das ist, wie ich sehe, bereits geschehen, — alles ist drauf gegangen — nämlich Ihr auf den Leim — und mein Geld (so war's eigentlich von Anfang an gemeint) in den Rücken- und Armen-säckel. Da, Hirschenwirt, Ihr seid ja der Gemeindevorsteher; zieht meine Schuld ab und nehmt den Rest



„Ein Mann, ein Wort, Hopfen-Franz!“

zu dem besagten Zwecke.“ Hiermit überreichte er dem Wirt den Lederbeutel. — „Und nun werdet Ihr nicht behaupten wollen, daß ich mein Wort nicht gehalten habe, Ihr aber, Anken-Frieder, könnt ja die Geschichte, wenn Ihr wollt, in Euer Blatt aufnehmen; meinen Namen aber laßt dann weg. — Und nun gut Nacht beisammen!“ — Sprach's und ging.

Was ihm laut oder im stillen nachgewünscht und nachgesucht wurde, bis ein jeder am langen Tisch seine Zehle aus dem eigenen Ledersäcklein herausgeläubt hatte, das kann sich der geneigte Leser selber denken.

Daß merkwürdige Mittel.

„Da ist wieder einmal ein Unglück passiert,“ erzählte der Amtsrichter am Stammtisch; „ein Hypochonder, der schon lange mit Selbstmordgedanken umging, hatte sich Gift zu verschaffen gewußt und es zu Hause aufbewahrt. Er selbst ist zwar nicht dazu gekommen es anzuwenden, wohl aber kam dasselbe, es war Arsenik, durch einen unglücklichen Zufall unter die Speisen und jetzt liegt die ganze Familie, die davon gegessen, schwer krank darnieder.“

„So etwas ist unverantwortlich,“ fiel der Apotheker ein, „wenn sich einer das Leben nehmen will, mag er es thun, aber andere dürfen dadurch nicht gefährdet werden.“

„Da sollte es eben ein Mittel geben,“ meinte Privatier Damm, „das nur für den

Selbstmörder und sonst für niemand tödlich wirkt.“

„Bitte erfinden Sie doch ein solches,“ warf der Doktor spöttisch ein, „die Welt wäre Ihnen gewiß dankbar.“

Wenn man eine Dummheit gesagt hat, geht man am besten möglichst rasch darüber hinweg, Herr Damm dachte aber nicht so, denn die spöttischen Blicke, die sich die Gesellschaft bei seiner Bemerkung zugeworfen hatte, ärgerten ihn und er wollte seinen Unmut an jemand auslassen. An den Doktor wagte er sich nicht, denn der war wegen seiner Grobheit bekannt, so versuchte er es mit dem Apotheker, den er ohnedies nicht leiden konnte. Er wandte sich daher an ihn: „Sie führen ja so gerne die Wissenschaft im Munde und werden wissen, daß es ein Mittel giebt, welches nur den Mäusen und sonst keinem Tier schadet; bei Ihrer Gelehrsamkeit kann es Ihnen doch nicht schwer fallen, so etwas auch für die Menschen zu erfinden.“

„Und wer sagt Ihnen denn, daß es nicht schon dergleichen giebt?“ fragte der Apotheker gelassen.

Der Privatier blickte ihn mißtrauisch an: Sollte sich der am Ende auch noch über ihn lustig machen? Barsch sagte er: „Das giebt es nicht, davon müßte man doch gehört haben.“

„Sie werden noch von manchem nicht gehört haben, das deshalb doch existiert, gilt es eine Wette? Ich hole das Mittel, das nur dem Selbstmörder den Tod bringt, während man es sonst jedermann und selbst kleinen Kindern, die alles in den Mund nehmen, ungefährdet in die Hand geben kann. Wer verliert, zahlt für die ganze Gesellschaft einen opulenten Frühshoppen mit Zubehör.“

„Gut, es gilt,“ sagte der Rentier rasch, denn diese Wette mußte er ja gewinnen, aber jetzt kam ihm noch ein Bedenken: „Wie soll denn die Wirksamkeit des Mittels erwiesen werden?“

„Sie können es ja an sich probieren, wenn sie daran zweifeln,“ sagte der Apotheker unbefangen, während die andern lachten.

„Sehr gültig,“ erwiderte Privatier gereizt, „wenn die Sache etwa darauf hinauslaufen sollte —“

„Nein,“ sagte der Apotheker, „wir wählen ein unparteiisches Komitee aus unserer Mitte und unterwerfen uns seinem Urtheilsspruch, sind Sie das zufrieden?“

Das Komitee war bald gewählt und alles harrte gespannt des Apothekers Rückkunft,

der sich, um das Mittel zu holen, entfernt hatte; man war in bester Laune, der Frühshoppen war ja gesichert, es handelte sich nur noch darum, wer von beiden ihn zahlte.

Da trat der Apotheker wieder ein und legte ein versiegeltes Päckchen auf den Tisch, darauf stand: „Wirksames Mittel für Selbstmörder, Vorsicht unnötig!“

Der Vorsitzende des Komitees öffnete dasselbe und heraus kam ein — Strick!

Unter großer Heiterkeit wurde der Privatier in die Kosten des Frühshoppens verurteilt. Er hatte wenigstens die Genugthuung, daß der „grobe Doktor“ auch nichts gewußt hatte, und da dieser gerade nicht herseh, benutzte er die Gelegenheit und warf ihm einen verächtlichen Blick zu.



„Wirksames Mittel für Selbstmörder. Vorsicht unnötig.“